

Beilage der „Neuen Freien Presse“.

Jakobus und die Frauen.

Eine Jugend von Frau Karl Ginkey.

(H. Hochstetter.)

Am nächsten Morgen erfuhr Jakobus von Tomaso, daß seine Schwester die Schule verlassen und sich für längere Zeit zu einer Tante begeben werde, die in einer großen Handelsstadt im österröschischen Süden lebte.

„Sie hat ja in der Schule nie etwas gelernt“, meinte Tomaso höchst indiskret, und im letzten Zeugnis hatte sie lauter „Unzulänglich“. Ich habe doch wenigstens drei „Genügend“!

Jakobus begriff den Entschluß der Mutter, Maria nicht mehr in die Schule gehen zu lassen. Sie war, da sie bereits zweimal eine Klasse wiederholen mußte, bedeutend größer und envidelster als ihre Schulkolleginnen, ja sie hätte in langen Röcken schon eine völlig erwachsene junge Dame vorstellen können.

So war es wohl auch an der Zeit, Maria kein Schulmädchen mehr sein zu lassen.

Jakobus war ein Jahr älter als Maria. Nun war sie plötzlich eine junge Dame geworden und er blieb noch lange ein Schulknabe.

Das erfüllte ihn mit Trauer und Erbitterung. Auch eine leise Lächerlichkeit fühlte er dabei. Und vor allem verspürte er darin zum erstenmal die brutale Ironie und Grausamkeit des Lebens.

Es schien Frau Tomaso nicht angenehm zu sein, daß Jakobus sich von Maria in besonderer Weise verabschiedete, denn Tomaso lud ihn nicht dazu ein und sagte nur kurz, seine Schwester fahre bereits um 4 Uhr morgens mit dem Zuge fort und er werde sie von ihm grüßen.

Spät abends, als seine Pflegerknecht schon schlafen gegangen waren, schlich sich Jakobus in die Küche, füllte ein Schälchen mit Wasser an und trug es in sein Zimmer. Dann nahm er ein Buch zur Hand und steckte die Füße in das kalte Wasser. In dieser romantischen Lage verblieb er die ganze Nacht, bis der Morgen graute und bis er die Gewißheit hatte, vom Schlaf nicht mehr überwältigt zu werden und die Abreise Marias nicht zu versäumen.

Man war sehr erstaunt, als er im Zwielicht des frühen Morgens am Bahnhof erschien. Selbst Frau Tomaso war gerührt und begrüßte ihn mit der alten Herzlichkeit.

Guido lächelte verächtlich und sah Jakobus halb boshaft, halb mitleidig an.

Frau Tomaso hatte beschlossen, ihre Töchter nicht allein bringen zu lassen, sondern wollte sie selbst zur Tante bringen und Guido durfte für einige Tage mitfahren, worüber er sehr vergnügt war.

Jakobus stand da wie ein trotziger Freier, der nicht gewillt ist, preiszugeben, was sein Herz als Eigentum empfand.

Maria war ernst und traurig. Ihr dunkles sanftes Auge sandte Strahl für Strahl in die Seele des Jakobus. In einem unbewachten Augenblick vermochte er ihr zuzulächeln:

„Ich werde dich nie vergessen, Maria!“
Da war Guido schon wieder an seiner Seite und sie vermochte nur zu erwidern:

„Wir werden uns gewiß bald wiedersehen.“
Als der Zug abfuhr, sah er noch lange ihr weißes Tüchlein winken, bis es in der Ferne um die Windung eines Hügels verschwand.

Da empfand Jakobus plötzlich das Frösteln des frühen Morgens und er schritt kräftig aus, um noch heim zu gelangen, ehe im Hause jemand erwacht war. Der Morgenwind strich durch leere Gassen, in denen die Schritte des Jakobus laut widerhallten. Er ging als ein Einsamer durch eine tote Stadt.

Jakobus war viele Tage lang traurig und verschlossen, besonders in den Stunden, in denen er sonst bei Tomaso gewohnt hatte. Seinen besten Trost fand er darin, kleine Gedichte, die er in den letzten Monaten verfaßt hatte, in ein Büchlein zu schreiben, dessen Außenseite und Titel er durch einen Pergamentumschlag und durch Nachahmung gedruckter Buchstaben einem wirklichen Buche möglichst ähnlich zu machen gesucht hatte.

Merkwürdig — er hatte niemals das Bedürfnis empfunden, Maria irgend einen seiner Verse zu zeigen oder ihr auch nur davon zu erzählen, als fühlte er instinktiv, daß sie kein Interesse dafür habe. Auch von den Büchern, die er Tomaso geschenkt hatte, sprach sie niemals.

Aber er machte sich darüber keine Sorgen, um so weniger, als keines der kleinen Gedichte eigentlich an Maria gerichtet war. Es widerstrebt ihm, sich äußerliche Reugen seines geheimen Glückes zu schaffen. Er drechselte eben Verse, wie es der Fluch der tausendjährigen Vererbung und des Spiels mit den Reimen mit sich bringt.

Ob folgte er seinem sehnsüchtigen Wandertrieb und ging aus der Stadt ins Freie hinaus. Was da besonders an seiner jungen Seele baute, waren das Meer und die Karstheide.

Das Meer in seiner unerschöpflichen Vielfältigkeit, als Spiegel des Himmels, der Wellen und Uferfelsen, der rotgelben Fischersegel und der grünen Dunkelheit aus der eigenen Tiefe. Oder an anderen Tagen, wenn der Zauber Spiegel zertrümmert war, den Launen des Scirocco preisgegeben, unter grauem Sturmhimmel zu schwarzschattenden ungeheuren Bogen aufgeschwungen, die brüllend mit weißen Schaumfahnen gegen die Klippen rollten, wie jauchzende Eroberer. War dann der Sturm verobt und das Meer in grossender Ermattung zurückgeunken, dann starrten die steilen zerfressenen Klippemünde wie trostlose Krieger auf die See hinaus, noch tiefend von den Schlammeckeln ihres uralten Feindes. Am Strande hatten sich in den Sandmulden und Steinklüften allerlei Lämpel angefüllt, in denen die Sonne sich spiegelte und wo das ausgeleuchtete Getier sich häuslich niederließ. Dieses Kleinleben konnte Jakobus stundenlang betrachten, und er fühlte dabei, im Angesicht des atmenden Meeres, die ersten Ahnungen des Unbegrenzten.

Noch seltsamer als das Meer wirkte aber die Melancholie der Karstheide auf ihn. Einst, vor tausend Jahren und früher, hatten über jenen sanftgewellten talhellen Hügel noch ehrwürdige Wälder gerauscht; sie waren den Ärzten der Venezianer zum Opfer gefallen, welche Piloten aus ihnen zimmerten, und allmählich war aus der beraubten nackten Erde das starre Gerippe des Karstes zu Tage getreten. Durch diese unsäglich arme grüngraue Heidelandschaft zogen sich, scheinbar ohne Zweck und Ziel, zahlreiche breite, hartgeschotterte Straßen, wie Wege in die Einamkeit. Sie führten zu den neuen, großen Land- und Küstenbefestigungen des Kriegshafens. Zeitweise, besonders wenn Jakobus auf diesen Wegen durch die tieferen Täler und Dolinen schritt und der Horizont sich zusammenzog, sah er oft nicht als den kümmerlichen Weideboden, überwuchert von fremdartig dufenden Johanniskrautbüscheln, und die blendend weiße Chaussee, auf der er ging. Von ferne blühten weidende Schafe oder es blies ein strahlender Hirt auf seiner wehmütigen Flöte, oder er sang ein langgedehntes slowenisches Klage- lied.

Tomaso wollte während der ganzen Ferienzeit bei seiner Tante. Als er zurückkam, vermochte Jakobus, obwohl ihm das Un diplomatische seines Beginns oft klar wurde, nicht mehr das alte herzliche Verhältnis zu ihm zu gewinnen. Es fehlte die Schönheit der Schwester, die diesen Bruder verklärt hatte.

Herr Karner war mit Jakobus zufrieden; er war zwar niemals unter den Ersten seiner Klasse, aber seine

Literaturblatt.

Lektüre.

Von Hermann Bahr.

Der zweite Band der Memoiren der Komtesse de Boigne. Man wird der guten Tante immer neidischer um ihren Sinn. Es ist nicht schwer, durch die Menschen zu schauen, wenn man sich nur nicht gleich abschrecken läßt; aber meistens wird uns bald so bang, daß wir lieber nichts sehen wollen, denn wir haben Furcht, die Menschen, wenn wir sie kennen, nicht mehr ertragen zu können. Da wir sie trotzdem aber nicht entdecken können oder dies doch glauben, lägen wir uns lieber was vor. Deshalb ältere Leute immer mehr die Neigung zeigen, sich jeden in einer gewissen Entfernung zu halten, so weit nämlich, daß der Schein bleibt. Sie haben erfahren, daß sich in der Nähe kein Mensch hält: die Lüge, die er um sich macht, zerfällt. Unsere menschlichen Beziehungen sind aber auf diese Lügen eingestellt. Kommt ihnen einmal der wirkliche Mensch aus, so stehen wir wie vor einem unbekanntem Tier. Auch vor uns selbst ja, wenn es uns einmal geschieht, aus dem aufgezogenen, angetriebenen, eingestellten Menschen, der unsere Gedanken denkt und unsere Taten tut, in den natürlichen zu fallen. Deshalb auch die meisten sich so schrecklich vor Leidenschaft ängstigen und gar lieber die dümmste Gesellschaft erliden, als mit sich allein zu sein, aus Furcht, dann einmal sich selber zu begegnen... und das denken sie sich nicht schön. Wer erträgt sich selbst? Wer erträgt den wirklichen Menschen? Und wenn einer den Mut und die Vernunft hat und einen ruhigen Stolz, ihn zu ertragen, hätte, wie kann der dann zu den künstlichen zurück und lebt in ihren Verabredungen, mit ihren Verheimlichungen fort? Diese kluge kleine Gräfin hat es können. Sie sieht die Menschen durch, erkennt die Schwäche der Mächtigen, das Nichts der Großen, die Angst der Stolzen, macht wie Nisse die Lügen auf und fährt dann fort, den Erbärmlichen zu hulbigen, die Lächerlichen zu berehren und die Verächtlichen immer noch ein bißchen gern zu haben. Das Geschickte für jeden, der die Menschen erkannt hat, aber in der Welt, was man die Welt nennt, bleiben will, weil er keinen Annon in sich sieht, und auch nicht die Kraft, eine neue Menschheit so stark zu verlangen, daß sie daraus werden muß. Das Geschickte, das Einzige. Und wer es kann, wird sich dann noch sehr gut unterhalten. Besonders mit

jenen, die das Geschäft betreiben, Beispiele der Menschheit zu sein. Zu diesem Geschäft gehört nämlich, daß einer die Menschen erkannt hat, aber nur die anderen, nicht sich selbst, und nun zu ihnen wie vom Monde herab spricht. Für sie hat die gute Gräfin ihren feinsten Spott. Da ist Benjamin Constant, Kenner der Seelen, Künster unserer Verschwiegenheiten, Künstler der Menschenverachtung. Und einer, der diese Verachtung der anderen zu seinem eigenen Stolz macht. Den zeigt sie. Es fällt ihr nicht ein, an einem so hohen Herrn zu zweifeln. Sie zeigt ihn nur. Es ist in den hundert Tagen. Er handelt damals gerade mit der Récamier. Plötzlich also heißt es: Napoleon kommt wieder. Entgegen der Récamier vor ihrem alten Feinde. Und, ihr zu gefallen, sie zu trösten, sich an seiner Unerschrockenheit zu berauschen, jetzt sich Benjamin also hin, um gegen den Kaiser zu schreiben und ihm seinen ewigen Haß zu schwören. Es wird gedruckt und erscheint im „Moniteur“ am 19. März, aber schon in derselben Nacht verläßt Ludwig XVIII. die Stadt. Der König geflohen! Man denke sich den Schreck, als Benjamin das hört. Er will fort. Kein Pferd, kein Wagen zu haben. Er irrt herum. Er traut sich nicht heim. Er vertritt sich irgendwo. Hier glaubt er sicher zu sein. Da kloppt's. Die Polizei! Er bricht zusammen. Er ist schon tot. Wie wird der Furzobere sich rächen! Man schleppt ihn zu Fouché. Dieser ist sehr höflich: der Kaiser wolle ihn sogleich sehen. Seltsam. Er kommt in die Tuilerien. Alle Türen öffnen sich. Der Kaiser erscheint, sehr gnädig. Benjamin muß sich setzen, und der Kaiser spricht. Er hat aus der Vergangenheit gelernt, er hat auf Elba viel nachgedacht, er begreift jetzt manches, er sieht seine Fehler ein, er kennt jetzt die Bedürfnisse der Zeit. Der größte Fehler seiner Verwaltung war, so ausgezeichnete Männer wie Benjamin zu vernachlässigen. Dies soll jetzt anders sein. Er hat sich entschlossen, eine Verfassung zu geben, und wendet sich nun an Benjamin. Wollen Geist, Benjamin soll sie schaffen. Man denke sich Benjamin! Eben noch vor dem Kerker lebend und jetzt plötzlich zum kleinen Colon ernannt! Ihm wurde vor Aufregung übel. Er war hingerissen von Bewunderung für den großen Kaiser, der die Verdienste Benjamin Constant's so gerecht verstand. Und der Verfasser des Artikels im „Moniteur“ vom 19. war am 22. Staatsrat und Herold Bonapartes. Er kam mit einiger Angst zur Récamier. Aber dieser war es auch lieber, mit der neuen Regierung gut zu stehen. Nur hätten sie Recht, es war gleich wieder aus, Bonaparte sank, der entflohenen König kam zurück, und nun erst wurde Benjamin verachtet, weil er sich verrechnet hatte. Er unterließ nichts, um in der öffentlichen Meinung wieder anzulegen. Er machte sich an Frau v. Strübenet, die damals eben die „neuen

leidigen Zauberwörter“ blies. Er schlich überall herum. Endlich entschloß er sich, ein Schreiben an den König abzuschicken, das diesem sein Verhältnis erklären und ihn von seiner Redlichkeit überzeugen sollte. Er kam damit zur Récamier und trug ihr den Plan vor. Den anderen Tag fragte sie ihn: „Kun?“ Er antwortete: „Der Brief ist fertig.“ Sie fragte: „Und sind Sie zufrieden?“ Er versicherte: „Sehr. Ich habe mich ja selbst überzeugt.“ Beim König aber gelang es ihm nicht. Und so war unter Benjamin einige Monate später ein Führer der Opposition. Doch fällt es der Gräfin nicht ein, ihn zu tadeln. Sie denkt: So sind die Menschen! Und freut sich, wenn sie wieder ein Beispiel hat. Das ist der Reiz dieser Erzählungen. Ihre Pointe liegt darin, daß sie keine zu haben scheinen. Es wird nur erzählt. Etwa vom Grafen Chabot, der dann Prinz von Leon und endlich Herzog von Rohan wurde. Jung, sehr hübsch, Dilettant in allen Künsten, ein bißchen Maler, ein bißchen Sänger, kommt er nach Neapel und gefällt der Königin, der Karoline Bonaparte. Ein heftiger flirt beginnt. Sie gehen zusammen spazieren, sie schreiben sich. Die Königin wird ganz verrückt und zeigt es. Und schließlich schickt sie ihm den Schlüssel einer heimlichen Tür, die in ihr Zimmer führt. Sie wird ihn diese Nacht erwarten. Er kommt. Aber am anderen Morgen erhält er seine Pässe; er soll Neapel noch am selben Tage verlassen. Zugleich verlangt ein Bote der Königin die Schatulle mit dem Schlüssel zurück. Und von diesem Tage an, erzählt die Gräfin noch, hat die Königin, die sich vorher unaufhörlich mit ihm zu beschäffigen schien, seinen Namen nicht mehr ausgesprochen. Herr v. Chabot konnte niemals den Grund dieser Ungnade begreifen, da er doch wußte, daß er keinen Augenblick den schuldigen Respekt vergessen hatte. Und aus. Kein Wort sagt die Gräfin mehr.

Von Anekdoten, kleinen Zügen, klugen Lehren wimmelt's. Da ist ein armer junger Tänzer der Pariser Oper, der sich von seiner Frau betrogen glaubt. Er kommt zum berühmten alten Vestris und weint ihm vor. Und Vestris redet ihm zu und will ihn trösten und sagt: „Und dann, mein lieber Freund, schau, in unserem Stand, beim Theater — Hörner! Weißt du, damit geht's wie mit den Schönen. Anfangs, wenn man sie kriegt, da tut's freilich schon teuflisch weh. Aber dann, wenn man sie erst einmal hat, gewöhnt man sich nach und nach und schließlich, siehst du, lernt man damit essen.“ Ein anderes Mal erzählt sie von der jungen Luise de Condé, einer prächtigen Prinzessin. Und sie sagt: „Der liebe Gott tat einem leid, weil sie ihn nicht einen Augenblick in Ruhe ließ; ich habe sie ein Gebet sprechen hören, weil ihr ein Knäuel Wolle unter den Stuhl gefallen war.“ Und dazwischen setzt sie, ganz leichthin, nebenbei, so

*) Paris, Librairie Plon, 1907. Siehe das Feuilleton „Erzählungen einer Tante“ in der „Neuen Freien Presse“ vom 17. April 1907.

Zeugnisse waren doch durchwegs befriedigend. Er war auch sonst ein stiller Junge geworden, der sich mit allem begnügte, was ihm geboten wurde. Eines Tages erhielt Herr Kärner von seinem Bruder einen Brief. Noch am selben Abend sagte er Jakobus, er müsse Kriegsdienst mit ihm halten; es handle sich um die Wahl eines Berufes, zu dessen Vorbereitung die noch vorhandenen Geldmittel hinreichend wären, denn viel sei nicht mehr da.

Und das Beste, Jakobus, wird wohl sein, du gehst in eine Kadettenschule und wirst Offizier. In einem längeren Studium reichst nicht. Wir können dich wohl noch die Oberrealschule absolvieren lassen, aber was wirst du dann, wenn du nicht auf die Technik gehst? Und zum Technischen hast du schon ganz gewiß keinen Sinn.

Oder willst du Postbeamter oder Lehnschreiber werden und jahrelang um einen Hungerlohn praktizieren? Ist's da nicht besser, du wirst Offizier? Das erreichst du noch am schnellsten. Und ein strammer Junge bist du doch auch, setzte er hinzu, indem er dem Jakobus auf die Schulter klopfte.

Jakobus vernahm diese Kunde halb erstarrt, halb gleichgültig. Er hatte sich noch niemals gefragt, was er werden wolle, da ihm alle Berufe ziemlich gleichgültig schienen und er sie nur nach ihrer negativen Seite betrachtete, ob sie ihm nämlich Zeit genug ließen, in schönen Büchern zu lesen und seinen Träumen nachzuhängen.

Allerdings — setzt er in seinem Herzen beschlossen hatte, Maria sobald als möglich zu heiraten, mußte er auch einen Beruf wählen, der ihn möglichst bald selbstständig machte.

In sechs Jahren, hatte Herr Kärner gesagt, kannst du Offizier sein.

Maria brauche ich ja nur noch sechs Jahre zu warten, um Maria zu heiraten, dachte Jakobus und sagte ohne weiteres zu.

So dämmerte dem Vaterlande ein neuer Krieger heran, der das Schwert ergriff und auszog, um den Traum seines Vaters zu erfüllen. Was bedeuteten ihm sechs Jahre? Jakobus war verhebt und hatte Zeit und Raum verloren.

VII.

Das Leben in der Kadettenschule gefiel Jakobus besser, als er erwartet hatte. An Disziplin und an den Verzicht auf manche äußerliche Freiheiten hatte ihn sein Vater bereits gewöhnt, und im übrigen konnte Jakobus die Befürchtungen, wie sie im allgemeinen über die militärische Strenge bei der bürgerlichen Bevölkerung herrschen, in seiner gewiß sehr empfindsamen und keineswegs robusten Seele nicht bestärken.

Das frühe Aufstehen, das tägliche Turnen, Fechten und Exerzieren, das rasche und unbedingte Vollziehen jedes Befehles fand Jakobus nach kurzem innerlichen Widerstreben eher befreiend als niederdrückend, denn es überkam ihn bald das Gefühl der Notwendigkeit dieses überlangsam ihn bald das Gefühl der Notwendigkeit dieses überlangsam ihn bald das Gefühl der Notwendigkeit dieses überlangsam

auf das Zehntel einer Sekunde abgehaften rhythmischen Bewegungen, die den gleichen Eifer aller erforderten und eine heitere Belohnung bereits in ihrem exakten Gelingen trugen, wirkte eher erfrischend, als ermüdend auf ihn. Wenigstens war das anfangs der Fall.

Und weiter dachte Jakobus damals noch nicht; er beschloß, seinem neuen Berufe mit Liebe anzugehen. Er ahnte in seiner Einsamkeit, daß nur der innerlich Freie der wahrhaft Freie sei.

Was ihm den Aufenthalt in der Kadettenschule sehr erleichterte, waren seine Lehrer. Es waren keine Professoren, sondern Offiziere, aus allerlei Regimentern zusammengewürfelt, aber es waren fast ausnahmslos schlichte, angenehme Leute, die trotz mancher Härten und Schrecken sich rücksichtslos als Menschen gaben, und zwar als gute Menschen, die sie auch tatsächlich waren. Das Schlimmste, was einen Schüler treffen kann, besaß keiner dieser Lehrer: den dunkelhaften Professorenhochmut. Woher hätten diese Naturkinder ihn auch beziehen sollen? Sie hatten wahrhaftig zu wenig gelernt, um darauf stolz sein zu können, jowei manche Professoren zu wenig gelernt haben, um wieder bescheiden zu sein.

Diese Offiziere, die des Truppendienstes müde geworden waren und gebeten hatten, als Lehrer fungieren zu dürfen, betrachteten ihre Schüler stets nur als jüngere Kameraden, und darin lag etwas natürlich Frisches und Mittelmäßiges.

Diese menschliche Zügelung behagte den Schülern natürlich besser als der trockene Unterricht. Und Behagen mag kein übler Gast in einer Schule sein.

Jakobus befand sich nun in der gleichen Stadt, wie die Tante Marias, aber seine Hoffnung, mit Maria im gleichen Orte zu sein, erfüllte sich nicht; das Mädchen war wieder zu den Ihrigen heimgereist, und Jakobus mußte sich auf den Urlaub vertrusten.

Wie gerne hätte er an Maria geschrieben, aber er getraute sich nicht. An Guido zu schreiben, fand er für überflüssig, und er hätte auch kaum eine Antwort erhalten, denn Guido pflegte niemals Briefe um ihrer selbst willen zu beantworten.

Jakobus besaß, wie die andern Kadettenschüler, einen kleinen hölzernen Koffer, der im Schlaftal unter dem Bette stand und der sein ganzes Bestium enthielt. Dort versteckte er auch die Verse, die er gelegentlich schrieb, und einige Andenken, die er von Maria besaß.

Am Sonntag hatten die Böglinge nachmittags freien Ausgang, sie zogen ihre Extra-Uniform an und spazierten durch die Stadt, ihrer sieghaften Persönlichkeit gewiß. Wenn die jungen Leute gewußt hätten, wie wenig, wie fürchterlich wenig sie in dieser großen Seestadt bedeuteten, wo die Bevölkerung sie keineswegs mit freundlichen Blicken maß und wo der Reichtum der Handelsherren und ihrer im Golde wühlenden Söhne das einzig Respektgebietende war. Aber die Stadtleute hielten sich für unwillkürlich und forderten den Sonntag in die Schranken, so gut es eben ging. Jakobus bekam nur wenige Kronen Taschengeld und besaß auch keine Extra-Uniform. Er ging am Sonntag meist allein spazieren und betrachtete die großen Dampfer und Segelschiffe an der Riva oder er stieg auf die hinter der Stadt gelagerten

Berge hinauf und sah auf das Meer hinaus. Ging er denn nach Sonnenuntergang nach Hause, so kam mit der Dämmerung des Abends auch Maria zu ihm. Ost sprach Jakobus im Geiste zu ihr.

Stütze dich, Maria, auf meinen Arm, ich will dich führen, denn du wirst müde geworden sein!

Sieh, wie die Lichter der Stadt aufblitzen und funkeln, ein Meer von flimmernden Sternen und dahinter breitet sich die dunkle See ins Unermeßliche. Bist du müde geworden, Maria?

Ich sehe dein feines Haupt mit dem dunklen Haar, wie es sich lieblich abhebt vom Abendhimmel. Ich fühle deinen Arm ganz sanft auf dem meinen, und ich führe ich dich nach Hause, Maria!

So sprach Jakobus, und war beseligt, Maria neben sich zu fühlen. Schwand sie dann von ihm, so wußte seine Einsamkeit und Sehnsucht ins Ungeheure, groß und schreckhaft wie die Schatten der Nacht.

Dann aber kamen wieder Tage, an denen Jakobus merklich ernüchtert an Maria dachte. Manches, was sie gesprochen hatte, wollte ihm nicht mehr gefallen, und die dumpfe Empfindung, daß sie seinem tiefsten Wesen vielleicht eine Fremde sei, presste ihm ängstlich das Herz zusammen. Sie war das Kind eines Volkes, dessen Gebräden und Gesinnungen ihm wenig zu sagen wußten. Würde sie den Weg zu den stillen Heimatquellen finden, aus denen er die Nahrung für seine Seele sog? Das waren neue Gedanken für Jakobus. Und plötzlich nagte der Zweifel wie ein böser Wurm an den zarten Wurzeln seiner jungen Liebe.

Mit dem Sommerurlaub begab er sich zu seinen Pflegeeltern zurück. Er erfuhr, daß Frau Tomaso mit den Ihrigen eine Sommerfrische in Klanten aufgesucht habe, und so war seine Hoffnung, Maria wieder zu sehen, abermals zunichte geworden.

An einem Sonntag des neuen Schuljahres wurde Jakobus auf der Strandpromenade von Guido angesprochen, der sich in Gesellschaft eines anderen jungen Mannes befand. Beide waren sehr elegant, fast flüchtig gekleidet, trugen lange Gehröde und hatten glänzende Zylinderhüte auf.

Oho, Signor Jakobus. Du lebst auch noch? Corpo di bacco, che bel soldato! Come sta? Wie geht's? Ich hab' die schon lange nicht mehr gesehen. Du hast ja kolossal in die Höhe gewachsen. Oder sagt man: du bist gewachsen? Ah si, certamente. Du bist gewachsen. Na, macht nichts, das kann mir Wurst sein, ich spreche überhaupt nicht mehr Deutsch, grazia Dio!

Jakobus hatte im ersten Augenblick das Gefühl, als ob sich Guido über ihn lustig machen wolle.

Wie geht es deiner Frau Mama und deiner Schwester, fragte er etwas verlegen.

Danke, gut! Sind beide hier, schon halbes Jahr. Weiden auch hier. Komm' was einmal besuchen, wird sie gewiß freuen. Wohnen Via Corona 14. Addio, caro mio, wir müssen laufen. Addio, Giovanni! Und Guido drückte Jakobus rasch die Hand und entfernte sich mit seinem Begleiter, der ihn verwundert betrachtet hatte.

(Fortsetzung in der nächsten Sonntagsnummer.)

merkwürdige Regeln der Erfahrung, wie diese: „Es gibt Verhältnisse von solcher Gefahr und so niederschmetternd, daß ihnen nur wenige Menschen gewachsen sind. Die Geschehen schon gar nicht. Den Dummen gelingt's noch eher, weil sie sie nicht begreifen.“

Es geht mir aber jetzt seltsam; solche Dokumente von Menschen machen mich eigentlich am Menschen ganz irre. Und mir ist, als ob man, je mehr man vom Menschen weiß, ihn nur immer weniger kennen würde. Wer sich aber dann von ihm, ab zur Natur kehrt, findet in ihr zum Menschen zurück. Er merkt nämlich dann: da, was wir den Menschen nennen, was sich in solchen Anekdoten zeigt, was wir an seinen geschichtlichen Erscheinungen bald verehren, bald verachten müssen, ist jenseits nur ein vom Menschen verführter Mensch. Er prüft in einem Fort an sich in die Natur hinein, ihren Ruf, den Trieb verleugnend, durch seinen Verstand, mit welchem er sich klüger als sie dünkt, die ihn nun ruhig gewähren läßt, sicher, daß er ihr doch niemals entkomme. Immer versucht der historische Mensch, aus sich einen anderen zu machen; immer stellt die Natur den ihren wieder her, und wenn er sie schon völlig verdrängt glaubt, fühlt er sich immer wieder von ihr beherren. Immer anders und doch immer gleich. Denn die Gedanken der keimenden Rasse bestimmen den Menschen und enthalten sein Gesetz. Was er später bewußt noch hinzufügt, kann es hemmen, kann es stören, aber das Gesetz ist stärker. Wer das einmal fühlend erkennt, dem kann nicht mehr viel geschehen. Wird ihm unter den Menschen, diesen künstlichen Menschen, schwer und vor ihrem Wahnem bang, so macht ihn ein Blick zur wehenden Wiese hin, zu den strahlenden Sternen auf frei, der Blick ins Geheimnis. Und so wird er zuletzt auch jenem künstlichen Menschen wieder gut, dessen Stolz und vermeintlicher Wahn es doch nur war, der ihn das Geheimnis öffnen trieb. Der Wahn hat den Menschen wissend gemacht, wissend um die Natur. Und sie wissend erlöst er sich jetzt vom Wahn.

Wenn mir an Napoleon etwas schauerlich ist, nehme ich einen Tropfen ins Mikroskop. Dann verstaumt die Furcht. Und ich weiß seitdem erst, welchen Tropfen Schwermütigkeit gibt.

Manche halten sich an die Bibel. Geht's gut oder schlimm, ein Spruch aus ihr muß den Tag vollenden. Sieh nicht ins Einzelne zu verlieren, die Stunden an die Ewigkeit zu binden, aber sich empor zu setzen, rufen sie das alte, heilige Buch an. Ich will das selbe. Aber ein anderes Buch, ein neues, für unheilig verurteilt, gibt es mir. Wenn der Tag erdweicht, wenn rings alles schweigend wird, wenn die Nacht schwarz im Garten

steht, und nur in der Ferne schlägt noch manchmal ein Hund oder leise flüßt der Wind an, dann muß ich jetzt immer, mir den Tag zu schließen, diese Tafeln nehmen: Gaedels Kunstformen der Natur. Urtiere sind's, aber man glaubt bei den Schönen eines Wunderschmiedes, irgend eines himmlischen Kalkows zu sein. Schalen von Urtieren sind's, aus Kiesel, aber noch kein menschlicher Künstler hat jemals ebleren Schmuck erträumt. Und ich sitze mitten in der stillen Nacht und schaue die Formen des Schleiems. Und alles, was der Mensch braucht, um jetzt und stark und kühn zu sein, lebensfroh und lebensfromm, kann ich hier schauen, Urmutterweisheit geht auf, hier ist aller Fragen, Antwort.

Auf der Deutschen ist es, alles in seinem Kreis zu lassen. Der Künstler weiß von der Wissenschaft, der Gelehrte von den Künsten nichts, und kein Staatsmann vernimmt die beiden. Wäre jeder einmal nur ein Jahr im Meier des anderen, sie würden wunderbar gedeihen. Ich habe mir in diesen Tafeln Rat ausgedenkt, den ich niemand hier gesucht hätte. Maler, herbei! Dichter, herbei! Hier sind eure Geheimnisse. Hier hat sich mir das Geheimnis der Form gelöst. Hier wird es offenbar.

Form ergibt sich aus zwei zusammenstoßenden Kräften. Das Gebot der Natur, sich ihren Bedingungen anzupassen, stößt auf den Trieb des Geschöpfes, selbst und einzeln zu sein. Ohne jenes hätte das Geschöpf keine Grenze. Ohne dieses würde das Geschöpf zur bloßen Figur seiner Bedingungen. Erst indem sie sich begegnen, indem sie sich messen, Kraft an Kraft, Stoß um Stoß, indem sie sich vergleichen, wird das Geschöpf determiniert. Natur sagt: Du mußt! Geschöpf sagt: Ich will! Jenes ringt mit diesem, und was sich ergibt, ist die Form. Durch sie wird im allgemeinen das Einzelne, wird an der Notwendigkeit die Freiheit bewahrt. Das Geschöpf gehorcht der Natur, aber jedes in seiner besonderen, ganz eigenen, ganz einzigen Art; und so drückt es eben im Gehorsam noch sich selbst aus. Das Geschöpf merkt der Notwendigkeit sein Zeichen ein, dieses ist die Form. Woraus also folgt, einmal, daß sie nichts Willkürliches, sondern immer ganz bestimmt ist, nämlich durch den Fall der Notwendigkeit auf die bildende Kraft des Geschöpfes, und dann, daß sie nichts Allgemeines, nichts „Ewiges“ sein kann, weil sich ja doch durch sie gerade nur das Geschöpf, das Einzelne, der Augenblick behaupten will.

Zu solchen Gedanken kommt mir ein Klaff von Georg Simmel im letzten Heft der „Neuen Rundschau“ eben recht. Ich habe immer mehr das Gefühl, daß die Kenntnis des Menschen, wie er sich vor den anderen und auch vor sich selber zeigt, des Menschen in der Gesellschaft, des Menschen einer Klasse, des Menschen in der Ge-

sichte, und seinem Wesen nur entückt, und daß das wirkliche Leben der Menschheit in einer Region geschieht, von der man aus jenem geschichtlichen Menschen nichts erfährt. Zwei Menschen lernen sich kennen, ihre Gedanken, ihre Meinungen, ihre Wünsche stimmen ein, alles findet sich zusammen, und es scheint, daß es Menschen von derselben Art sind. Was sie sagen, was sie tun, was sie wollen, alles bringt sie zusammen. Dann aber kommt es vor, daß sie sich dennoch hassen müssen; grundlos, sinnlos, meint man. Oder es kommt auch vor, daß zwei, die sich, wie man meint, durchaus nicht verstehen können, so weit entfernen sich ihre Meinungen, Gewohnheiten, Empfindungen, demnach sich jeder vom anderen wie magisch angezogen fühlen. Bei manchen wird uns schlecht, wenn sie ins Zimmer treten; aber sie denken wie wir, tun das selbe, bestärken uns sozial. An anderen ist uns nichts recht, nur haben wir sie gern. In der Ruhe, wo wir aus dem Kopfe handeln, verhalten wir uns mit den Gesinnen unserer Gesinnungen. In der Leidenschaft, wo wir tieferen Impulsen folgen, zeigt es sich, wie schwach die Gesinnung ist: wir hören dann nur noch auf unsere Liebe und unseren Haß. Und jeder hat einmal erfahren, daß er in den großen Momenten gar nicht selbst entscheidet, nicht jener, der er in den Beziehungen zur Welt zu sein glaubt, sondern ein anderer in ihm, einer unten, der unbewachte Mensch, zu dem hinab die formentend Mächte von Elite, Bildung, Jucht niemals bringen. Diesen unbewachten Menschen aus dem täglichen, dem geschichtlichen, dem politischen (oder wie man immer denn nennen mag, den wir uns vorzuspielen geduldet werden) anzuschauen, scheint mir Simmels Sinn. Oh: wie der Menschheit, jenseits. Es wird immer vom Menschen gesprochen: was der Mensch will, was er soll, was aus ihm wohl noch wird. Nun wollen wir ihn einmal zerlegen. Wir wollen trennen, was die Natur aus ihm und was dann er selbst, auf eigene Faust, aus sich gemacht hat. Und wollen fragen, wie viel von diesem dann ihm schon wieder zur Natur geworden ist, zu seiner zweiten Natur, und wie diese jetzt sich zu jener, zur ersten, verhält, und ob dieser geschichtliche, dieser politische Mensch, auf jenen natürlichen geworfen, ihn veredeln kann oder ihn verderben muß, sich entwickeln kann oder verdorrt muß, ein Abweg oder ein Umweg oder ein Durchgang war, in dem sich die Natur verloren oder verirrt oder verhängt hat. Erst wenn der Mensch einmal, so zerlegt, vor uns liegt, können wir mit ihm experimentieren. Und dann erst werden wir das große Experiment wagen dürfen, zu welchem alles, was wir sind und tun, mit Leidenschaft hindrängt: das auf den neuen Menschen.